



Von dem ehemaligen Bunker ist fast vierzig Jahre nach Kriegsende bloß noch ein Loch zu sehen



Kurz nachdem sich Jos Turmes, Léopold Berscheid und Jean Keipes wieder aus dem Bunker herausrauen konnten, wurde dieses Foto aufgenommen

Foto: Archiv Jean Keipes



**Text und Fotos:
Fern Morbach**

Die Verordnung der Wehrpflicht durch die Naziverwalter am vorletzten Augusttag 1942 stellte viele Luxemburger vor die Wahl, in die Wehrmacht zu treten oder aber ein Leben im Untergrund, und somit oft in selbstgebauten Bunkern zu führen. Zahlreich waren jene, die sich für die zweite Möglichkeit entschieden.

Leben in Bunkern

Eine andere Sprache

7

Knaphoscheid, Montag, 6. September 1982. Soeben sind wir im roten R4 von Léopold Berscheid von der Hauptstraße abgelenkt, fahren über einen Feldweg, dann weiter über Viehweiden bis an den Rand eines Tannenwaldes, knapp einen Kilometer von dem Dorf entfernt. Mit im Wagen sind Jos Turmes, Léopold Berscheid und Jean Keipes, drei ehemalige Zwangsrekrutierte, die in den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges in einem Bunker in dem besagten Tannenwald verbrachten. Mit dabei ist ebenfalls Anna Schlessler, die in diesen Monaten vor nunmehr 38 Jahren die drei mit Nahrung versorgte, ihnen das Überleben ermöglichte.

Wir überwinden einen Stacheldrahtzaun, dringen einige Meter in den Wald ein und stehen dann vor einem Loch. Ein einfaches Erdloch, könnte man auf den ersten Blick meinen. Plastikstücke und Wellblechstücke, Überreste, die spielende Kinder hier zurückgelassen haben, würden dem Unkundigen nicht verraten, daß während der letzten Kriegsmomente hier zuerst einer, dann zwei und später vier Menschen vor den Verfolgungen der deutschen Besatzungsmacht Zuflucht gefunden hatten.

Zuerst im Arbeitsdienst

Jos Turmes und Jean Keipes aus Knapfoscheid, Léopold Berscheid aus Selscheid und Jos Wolwert aus Luxemburg verbrachten hier Wochen ihres Lebens, an die sie sich auch heute, fast vierzig Jahre später, noch genau erinnern können. Dabei war keiner von ihnen sofort nach der Ausrufung der Wehrpflicht am 30. August 1942 in den Bunker gegangen. Jos Turmes war im Arbeitsdienst in Polen, Jos Wolwert in Rußland, Léopold Berscheid in Berlin und Jean Keipes zuerst in Hamburg, dann in Dänemark.

Bereits früh hatten sich Jos Turmes und Jean Keipes darauf geeinigt, im Falle, wo sie Einberufungsschreiben erhalten sollten, in den Arbeitsdienst zu gehen. „Alle hatten wir Eltern und Geschwister zu Hause. Für uns stand fest, daß es besser war, wenn nur einer unter den Folgen der Nazi-Verfolgung litt, als wenn ganze Familien gefährdet würden.“ Am 27.10.1943 erhielt Jos Turmes, der gerade einen Urlaub ange-



Die drei Bunkerinsassen heute. V.l.n.r. J. Turmes, L. Berscheid und J. Keipes. Auf dem Bild fehlt Jos Wolwert

treten hatte, jedoch die Nachricht, daß seine Eltern umgesiedelt würden. Damit stand für ihn fest, daß er sich nach Ablauf der Urlaubsperiode nicht mehr zum Dienstantritt einfinden würde. Aus dem Urlaub, den er in Allerborn verbrachte, lief er weg, „ohne, daß ich wußte wohin“. Seine Cousine Anna Schlessler war es schließlich, die sich bereit erklärte, ihm auf ihrem Hof in Knapfoscheid Unterschlupf zu gewähren. Jos Turmes lebte fortan im Haus Schlessler. Allerdings bestand eine Möglichkeit, schnell in die angrenzende Scheune zu gelangen, um im Falle einer Hausdurchsuchung den deutschen Soldaten zu entkommen.

Der Bunkerbau

In der Karwoche vor Ostern 1944 begann Jos Turmes, in einem Wald in der unmittelbaren Nähe des Öslinger Dörfchens einen Bunker auszuheben. „Ich verließ das Haus morgens, bevor es hell wurde und kam erst nach Einbruch der Dunkelheit zurück.“ Den Entschluß, doch noch einen Bunker zu bauen, gründete ebenfalls auf der Befürchtung, anderen Menschen und besonders der Familie, die ihn versteckte, könnte im Fall einer Entdeckung Schaden zugefügt werden. Zum Bunkerbau brauchte der damals 19jährige neben dem Arbeitsgerät Blech und Holz, um die Decke abzustützen. Alles in allem war der

Bunker zwei mal vier Meter groß und zwei Meter hoch. Hinein gelangen konnte man durch ein Einstiegsloch in der Decke.

„Ich wollte aber nicht allein in dem Bunker sitzen und wendete mich an Néckel Schlessler, der Kontakte mit der LPL aufnahm. Diese Organisation war es, die mir schließlich den Hauptstädter Jos Wolwert vermittelte.“ Jos Wolwert gehörte zu einem Konvoi von Passagieren, der beim Versuch, die belgische Grenze zu überqueren, von Zöllnern aufgespürt und zerschlagen worden war.

Bunker gab es im ganzen Großherzogtum. Junge Luxemburger, die nicht bereit waren, sich dem Zepher des Hitler-Deutschlands zu beugen, fanden an den verschiedensten Orten Verstecke: in Erzgruben und Kirchtürmen, in Scheunen und eben in selbstgebauten Bunkern. Meistens handelte es sich um kleinere, die in den Boden gegraben wurden. Sie boten drei oder vier Leuten Platz und Schutz. Im dichtbesiedelten Gutland gab es auch ausgediente Erzgruben, in denen sich 50 und mehr Jungen versteckten. Sie mit dem nötigen Proviant zu versorgen, war selbstverständlich wesentlich schwieriger als zum Beispiel in Knapfoscheid.

„Jeden Morgen stand einer von uns auf. Er kundschaftete die Lage aus, um sich zu vergewissern, daß nicht während der

Nachtstunden deutsche Soldaten unser Versteck entdeckt und umstellt hatten.“ Bewaffnet waren die Bunkerinsassen in den ersten Wochen mit einem Karabiner und einem amerikanischen Armeerevolver.

Der Tagesablauf war mehr oder weniger stets derselbe. Wenn der Tag graute, zündeten die Bunkerinsassen ein kleines Feuer an, kochten Kaffee und nahmen ein Frühstück zu sich. Die nötigen Dinge dazu stellte ihnen die Mutter von Anna Schlessler jeden Abend in einen Schuppen am Rande des Dorfes. Wasser besorgten sich Jos Turmes und Jos Wolwert selbst. In unmittelbarer Nähe sprudelt auch heute noch eine kleine Quelle. Morgens um drei brachten sie eine 20-Liter-Milchkanne dorthin, die dann in einigen Stunden vollief.

Wenig Kontakt zur Außenwelt

Die restliche Zeit des Tages verbrachten sie mit verschiedenen Beschäftigungen, vor allem aber mit viel Erzählen. Jos Turmes knüpfte Teppiche und flocht Körbe, Jos Wolwert, der vor der Ausrufung der Wehrpflicht das Athenäum absolviert hatte, las viel in Büchern. Gebot der Stunde war, so wenig

Erinnerungen an den Streik von 1942



Im Hintergrund das Tannenwäldchen, in dem seinerzeit Jos Turmes den Bunker angelegt hatte. Vorne in der Mitte ist die Wasserstelle zu sehen, an der die Bunkerinsassen Tag für Tag eine Milchkanne mit dem kostbaren Naß füllten.

wie nur irgendetwas mit anderen Menschen Kontakt zu haben. „Wenn es etwas gab, was wir unbedingt wissen wollten, lag dem Proviant ein Zettel.“ Je weniger Leute von dem Versteck wußten, desto geringer war die Gefahr, entdeckt oder verraten zu werden. Manchmal besuchte sie ein Bauer im Bunker. Am Waldesrand weidete sein Vieh, und so fiel es nicht auf, wenn er für einige kurze Augenblicke zwischen den Tannenstämmen verschwand.

Selbstverständlich war die Einsamkeit nicht immer leicht zu ertragen. Am Pfingstsonntag zum Beispiel feierten die Knapfoscheider ihr Kirmesfest. Da die Versteckten 1944 nicht an der Feier teilnehmen konnten, schlichen sie sich frühmorgens auf einen Felsvorsprung an der Straße, die von Drauffelt nach Wiltz führt. Von hier aus konnten sie wenigstens sehen, wer alles zum Kirchweihfest in ihr Heimatdorf kam. „Wir campierten dort den ganzen Tag, ohne daß uns ein Mensch bemerkte.“

Am 8. Juni 1944 gesellte sich Léopold Berscheid zu den beiden. Er war am 17. Dezember 1943 eingezogen worden. Von einem Heimurlaub, von dem er sich am 6.6. um 6 Uhr morgens zurückmelden sollte, kehrte er nicht mehr in die Wehrmacht zurück. „Die ersten acht Tage habe ich gefürchtet. Ich konnte kaum schlafen. Dann ging es besser.“ Das mit dem Fürchten wollen ihm seine Kameraden heute offenbar nicht mehr abnehmen. Glaubhaft versichern sie, daß es im Bunker keinesfalls immer so ganz ernsthaft zugeht. „Den Menschen um uns, die von unserem Versteck wußten, schien das Risiko ge-

wiß viel größer, als es für uns tatsächlich war.“

Trotzdem war Vorsicht allererstes Gebot. Knapp drei Kilometer entfernt hatten sich die drei sogar noch einen Ersatzbunker angelegt. Man konnte schließlich nie wissen.

Allerhand „Spichten“

Von selbst kommen die drei bei unserem Gespräch auf die „Spichten“, die ihnen damals gelangen und von denen sie stundenlang erzählen könnten. „Die Kirschen des Pfarrers waren als erste reif, also mußten sie auch als erste dran glauben.“

Doch besorgten sich die drei nicht nur Kirschen. Ähnliche Anekdoten wissen sie auch von Kartoffeln und Tabak zu berichten. Kinder hatten sich erzählt, in einem Bienenhaus seien Flinten versteckt. Néckel Schlessler gab die Nachricht an die Bunkerinsassen weiter, die sich kurzentschlossen in der nächsten Nacht auf den Weg machten. Im besagten Bienenhaus waren zwar keine Gewehre versteckt, drum aber Tabak. Und sie wurden noch mehr als einmal fündig. Getreu dem Motto, daß etwas, was an einem Ort ist, auch an einem anderen sein kann, inspizierten sie im Laufe der nächsten Nächte noch eine ganze Reihe von Bienenhäuschen. Nicht immer war es edelstes Pfeifenkraut, das ihnen unter die Finger geriet. In einer Bude fanden sie bloß getrocknetes Kartoffel- laub, das sich der Inhaber wohl in die Pfeife steckte.

In gefährlicheren Augenblicken wußten sich die Versteckten stets zu helfen. Anfang August war auch Jean Keipes zu ihnen

gestoßen, der sich ebenso wie die drei anderen, bei einem Urlaub abgesetzt hatte. Anfangs wollten ihm die Deutschen den angefragten Urlaub nicht gewähren. Es war nämlich aufgefallen, daß schon mehrere Luxemburger nicht mehr wiedergekommen waren. Schließlich klappte es doch. Am 2. August brach er von zu Hause auf und stand unschlüssig vor dem Bunkereingang.

„Das erste, nach dem mich die anderen fragten, erinnert er sich, war mein Urlaubsschein. Ich gab ihn ihnen und sie verbrannten ihn. Damit gab es für mich keine Alternative mehr. Ohne Urlaubsschein in die Wehrmacht zurückgehen, war schlichtweg unmöglich.“

Ungewißheit

Mehr als einmal glaubten die vier, entdeckt worden zu sein. „Einmal als ich dabei war, Kartoffeln zu schälen“, erzählt Jean Keipes, „hörte ich plötzlich jemanden rufen: „da ist es“ oder „da sind sie“. Sofort weckte ich meine Kameraden. Wir legten uns mit unseren Gewehren auf die Lauer. Nach einiger Zeit wurde es dann ruhig.“ Nachträglich erfuhren sie, daß es keine Soldaten oder Gendarmen waren, die sich da im Wald herumgetrieben hatten, sondern deutsche Ansiedler, Exilkroaten, die auf einem Knapfoscheider Hof lebten. Die „da sind sie“-Rufe galten nicht den Versteckten, sondern einem Stück Vieh, das von der Weide ausgerissen war. Dies erfuhren die vier aber erst am späten Abend.

Die Gefühle wurden überhaupt oft durch die Ungewißheit und den fehlenden Kontakt zur „Außenwelt“ von einem Extrem ins andere gerissen. Mit einem Fernrohr beobachtete Léopold Berscheid einmal, wie vom elterlichen Hof eine Leiche abgeholt wurde. Später stellte sich dann heraus, daß bloß ein Toter auf dem Hof aufgebahrt worden war.

Wie bereits angedeutet, war es bei weitem nicht die Furcht allein, die das Leben der damals 22jährigen bestimmte. Als

sie sich drei Wochen lang Nacht für Nacht auf einen Bauernhof schlichen, um die Sahne von der in Kannen aufbewahrten Milch abzuschöpfen, geschah dies weniger aus einer Notwendigkeit heraus als wegen dem Reiz des Gefährlichen. Ähnliche Episoden kamen regelmäßig vor. Mal wurde in einen Keller eingedrungen, um nach dem Fleisch eines geschlachteten Schweines zu suchen, mal wurden aus fremden Gärten Erdbeeren geklaut. Das führte so weit, daß Jos Turmes bei einem der nächtlichen „Ausflüge“ beim Überklettern einer Gartenmauer in einer Gemüsekausch landete.

Getreu dem Motto, nach dem Not erfinderisch macht, hatten die vier während ihrer Bunkerzeit eine ganz eigenartige Methode gefunden, um sich zu waschen, ohne dabei allzuviel Wasser zu verbrauchen. Aus einer Tasse ließen sie sich das Wasser durch das Genick ins Gesicht laufen. Mit einer ganzen Tasse voll, gelang es so, das ganze Gesicht zu reinigen. Einmal oder zweimal pro Woche wurde die „große Wäsche“ an einem in der Nähe vorbeifließenden Bach erledigt.

Als sich in den ersten Septemberwochen des Jahres 1944 die Zivilverwaltung absetzte, trauten sie sich wieder in ihre Heimatdörfer zurück. Die Gefahr war damit aber noch nicht endgültig beseitigt. Die deutschen Besatzer hatten es besonders auf Vieh abgesehen. Schließlich wurde es Jos Turmes, als bloß noch drei Schweine in seinem Stall übriggeblieben waren, zuviel, und er beschloß, die Tiere in den Bunker zu bringen. Bei diesem Unternehmen wäre er fast in einen Anathagel geraten. Acht Tage später entdeckten auch die Deutschen das Versteck und kamen so doch zu den Schweinen.

Nicht immer überlebten Bunkerinsassen ihr Dasein unter der Erde oder in ausgedienten Stollen. In Heinerscheid hatten sich fünf Luxemburger versteckt, die jedoch von einem Förster entdeckt und an die Deutschen verraten wurden. Obwohl sie beim Auftauchen der Soldaten das Feuer eröffneten, konnte es ihnen nichts mehr helfen. Ohne Zögern warfen die Angreifer eine geballte Ladung Handgranaten in den Bunker. Fünf Menschen starben.